

Fallstudie

Sexualisierte Gewalt

Claudia Fischer

Michael Trippel / laif



Diese Fallstudie über „Sexualisierte Gewalt“ ist eine persönliche Reise von Claudia Fischer durch eine intensive Recherche, die sich völlig anders entwickelte als am Anfang zu erwarten war. Sie zeigt auf, warum das Wissen um Traumareaktionen und Traumafolgen für die journalistische Arbeit wichtig ist.

Wie Sie mit dieser Fallstudie arbeiten können

Traumajournalismus ist eine Herausforderung, auch für erfahrene Journalistinnen und Journalisten. Gewohnte Interviewtechniken funktionieren häufig nicht mit einem traumatisierten Gegenüber. Augenscheinlich „normale“ Recherchefragen können heftige Reaktionen auslösen. Ein falsches Wort oder Detail kann zum Abbruch eines Kontaktes führen. Für Berichte über Verlust, Unglück und Gewalt brauchen müssen wir „auf Sendung“ und „auf Empfang“ sein, uns auf unser Gegenüber einlassen und dürfen gleichzeitig die journalistische Distanz nicht verlieren. Wir brauchen zusätzliche fachliche und menschliche Kompetenzen, die in der journalistischen Ausbildung nur selten vermittelt werden. Stattdessen finden wir uns häufig unvermittelt in ethischen und fachlichen Dilemmas, die uns überfordern. Denn meist bekommen wir – oder nehmen wir uns – im Redaktionsalltag nicht genug Zeit und kollegialen Austausch, um uns zu positionieren, um angemessen zu berichten und womöglich sogar gemeinsam aus Fehlern zu lernen.

Die Fallstudien des Dart Centres sollen diese Debatte ermöglichen. In Erfahrungsberichten und realen Beispielen werden journalistische Dilemmata aufgezeigt und Lösungsvorschläge präsentiert, die Sie anregen sollen, sich Ihre eigene Haltung zu entwickeln.

Jede Fallstudie besteht aus mehreren Kapiteln, die wieder in Unter-Kapitel aufgeteilt sind. Wir laden Sie als Leserinnen und Leser ein, nach jedem dieser Abschnitte eine Denkpause zu machen. Fragen Sie sich, welche Relevanz dieser Textabschnitt für Ihre eigene Arbeit hat und wie Sie entschieden hätten, bevor Sie weiter lesen. Wenn Sie unsere Fallstudien in der Aus- und Fortbildung einsetzen wollen, können Sie sie auch Seite für Seite an Ihre Schülerinnen und Schüler aushändigen und über jeden Abschnitt miteinander sprechen, bevor Sie weiter lesen.

Szene 1. Teil A.

Das erste Treffen

Sabines Vater (*Wir haben Namen und Details zur Anonymisierung verändert*) war Pastor. Er hatte 10 Jahre lang eine Stadtrand-Gemeinde geleitet, dann zog er mit seiner Familie in ein anderes Bundesland. Ende der Siebziger Jahre wurde er pensioniert. Als Sabine Kontakt zu mir aufnahm, war er gerade verstorben. „Ich kann jetzt darüber sprechen, weil ich sicher bin, dass er mir nichts mehr tun kann“, sagt sie und nimmt einen Schluck Kaffee. Als sie aus der Tasse hoch blickt, funkeln ihre Augen vor Wut. „Aber ich will ihn jetzt anzeigen. Und all die anderen Kerle auch.“

Sabine wirkt aufgeräumt, klar, sehr strukturiert und sachlich. Mit ruhiger, nur manchmal bebender oder stockender Stimme erzählt sie mir von ihrer Kindheit. Sie erinnert sich nicht nur an sexuelle Misshandlungen durch ihren Vater, sondern er habe sie auch anderen Gemeindemitgliedern „zur Verfügung gestellt“. Es habe regelmäßige „Gruppentreffen“ gegeben, in denen sie auch nicht das einzige Kind gewesen sei.

Sie schildert Szenen voller Gewalt und Erniedrigung. Ich beginne mich zu ekeln und würde am liebsten umschalten – aber dies ist kein Film. Sabine sitzt mir in Fleisch und Blut gegenüber. Ich versuche, ruhig zu bleiben, schreibe Details und Rechercheansätze mit, frage professionell nach. Mein Block und mein Stift schirmen mich ein bisschen ab vor dem, was sie leise, aber in voller Klarheit erzählt. Eigentlich will ich es gar nicht glauben, aber sie erzählt immer weiter und beantwortet meine Fragen. Sie geht nicht weg, also tue ich es auch nicht.

Außerdem sind wir nicht allein: außer uns beiden sitzt noch Sabines Anwalt mit am Tisch. Ich kenne ihn seit einigen Monaten aus anderen Recherchen zu sexualisierter Gewalt gegen Frauen und Kinder. Diesmal ist er auf mich zugekommen und hat das Treffen mit Sabine arrangiert. „Ich vertraue Ihnen, deshalb wollte ich, dass Sie Sabine kennen lernen“, sagt er. „Wir haben es hier mit einer Situation zu tun, die an Dutroux und andere, ähnliche Fälle erinnert.“ Und mit den sachlichen Schlagworten eines Juristen reißt er mich aus meinen Emotionen: „Wir sprechen über Vergewaltigung, Nötigung, Kindesmisshandlung, Körperverletzung, Freiheitsberaubung, in Dutzenden von Fällen, mit mehreren Tatverdächtigen und teilweise gemeinschaftlich begangen – im Grunde sprechen wir über organisierte Kriminalität. Der Vater ist inzwischen verstorben – aber andere Mittäter und vor allem auch Mitwisser leben wahrscheinlich noch. Wir“, und bei diesem Wort blickt er kurz zu Sabine hinüber, „bereiten gerade eine Strafanzeige vor.“

Szene 1. Teil B.

Zweifel, Skepsis, Mitgefühl

Ich war völlig durcheinander, als ich nach dem Termin mit Sabine und ihrem Anwalt nach Hause fuhr. Heute weiß ich, dass ich normal und menschlich reagiert habe: Mit einer wilden Mischung aus Abscheu und Faszination, aus Empathie, Mitgefühl und Wut mit einer großen Portion Zweifel und Skepsis. Ein Teil von mir hätte das Treffen am liebsten aus der Erinnerung gestrichen. Zu grausam waren meine inneren Bilder, zu nah kam mir das, was Sabine erzählt hatte. Die sexuellen Handlungen, von denen Sabine mir berichtet hatte, waren detailreich und grausam. Es war beschämend, das anzuhören – über so etwas „spricht man eigentlich nicht“, schon gar nicht öffentlich in einem Cafe. Es waren Dinge, die ich überhaupt nicht wissen wollte, Bilder, die ich in meinen Träumen nicht haben wollte. Wie sollte ich jemals angemessen darüber berichten? Wie sollte ich die richtigen Worte für meine Redaktion und mein Publikum finden? Das alles überforderte und blockierte mich.

Und gleichzeitig bäumte sich die Journalistin in mir gegen diese Fluchreflexe auf: „Bin ich nicht angetreten, um Skandale aufzudecken und über das Unsagbare zu schreiben? Darf ich jetzt einfach weg gucken, nur weil ich mich der Aufgabe nicht gewachsen fühle?“ Ich fühlte eine große Verpflichtung, mich an die Recherchen zu begeben. Sabines Aussagen hatten mich wütend gemacht. Sie wirkte so glaubwürdig, so authentisch, dem konnte ich mich nicht entziehen. Es ging immerhin um einen Pastor, eine öffentliche Person in meiner Stadt, und um Mittäter/innen und Mitwisser/innen, die vielleicht noch leben und weiter Kinder misshandeln. Gehörte es nicht zu meinen Aufgaben, in der Stadt, in der ich lebte, hinzuschauen und nach der Wahrheit zu suchen, genau dann, wenn andere wegschauen?

Und gleichzeitig war da dieser große Zweifel, der Sabine einfach nicht glauben wollte. „So etwas kann es doch gar nicht geben! Dutroux ist in Belgien, und nicht hier! Nicht in meiner Nachbarschaft!“ Und wenn doch...?

Fragen Sie sich selbst:

- Wo sehen Sie Ihre eigenen Grenzen bei diesem Thema? Würden Sie es annehmen? Welche Stimmen gibt es in Ihnen dazu?
- Was könnten mögliche nächste Schritte sein?
- Haben Sie im Kollegenkreis oder privat ein Netzwerk von Menschen, mit denen Sie über berufliche Dilemmas sprechen können?

Szene 1. Teil C.

Vom Menschen zur Journalistin

Um das Chaos in mir aufzulösen, bin ich einem Reflex gefolgt und habe eine Kollegin angerufen. Sie hat mir geholfen, die Eindrücke zu sortieren. Insbesondere hat sie mich bestärkt, auf meine Impulse von Zweifel und Skepsis zu hören, die ich am liebsten gar nicht gehabt hätte – schließlich weiß man doch, dass diese Haltung „Das gibt es nicht vor meiner Haustür“ der beste Schutz der Täter ist! Aber sie nahm mir mein schlechtes Gewissen, dass ich so etwas überhaupt denken konnte: „Zweifel und Skepsis, das sind die wichtigsten journalistischen Tugenden“, hat sie mir damals gesagt. „Bleib dabei, nimm sie ernst, und geh an die Arbeit, sie zu überprüfen. Das ist Deine Aufgabe.“

Damit hat sie mir geholfen, meine menschliche Abwehr-Reaktion in eine notwendige Arbeitstechnik zu verwandeln. Mit diesem Satz bekam ich mein professionelles Handwerkszeug zurück.

Besondere Fragestellungen bei Berichten über sexualisierte Gewalt

Sexualisierte Gewalt, so habe ich im Zuge meiner Recherchen zu diesem Thema gelernt, ist eine besondere Herausforderung für die Berichterstattung. Fälle wie der von Sabine gehen auch hartgesottene Journalisten unter die Haut – insbesondere, wenn Kinder betroffen sind. Aber es gibt auch darüber hinaus noch weitere Unterschiede zu anderen Themen. Das wird deutlich, wenn wir Berichte über sexualisierte Gewalt z.B. mit der Berichterstattung über Naturkatastrophen vergleichen.

Glaubensfragen?

Ein Unterschied liegt auf der Hand: Bei Naturkatastrophen sind Journalistinnen und Journalisten häufig als Augenzeugen vor Ort und können entsprechende Reportagen liefern. Die Folgen sind sichtbar, können besucht, fotografiert, gefilmt und „besichtigt“ werden. Bei sexualisierter Gewalt hingegen geht es um den intimsten Lebensbereich der beteiligten Menschen. Es geht um Dinge, die hinter verschlossenen Türen geschehen, von denen nur die Beteiligten selbst wissen, was wirklich geschah. Und bei denen zumindest eine der beteiligten Personen, der Täter oder die Täterin, ein großes Interesse daran hat, dass nichts davon bekannt wird, was unsere Recherchearbeit entsprechend erschwert.

Bei sexualisierter Gewalt sind wir keine Augenzeugen. Wir können nur im Nachhinein, oft Jahrzehnte später, berichten und haben das, was uns die Beteiligten erzählen, als einzige Quelle. Unsere Sicherheit als Journalisten finden wir aber immer in einem mindestens Zwei-Quellen-Prinzip – das gibt es bei sexualisierter Gewalt nicht. Also stehen wir vor einem ähnlichen Problem wie die Gerichte: Finden wir „neutrale“ oder „objektive“ Fakten, auf die wir uns berufen können? Oder haben wir es zwangsläufig mit einer „Glaubensfrage“ zu tun, ob wir die Schilderungen für glaubwürdig halten?

Im Fall von Sabine sah die Lage etwas anders aus: Sie erinnerte sich an viele Details, an Orte, Zeitpunkte, Namen, die ich überprüfen konnte. Ein Glücksfall! Und gleichzeitig ein Teil der Verpflichtung, den Fall nicht einfach beiseite zu schieben. Die „Detektivin“ in mir war angesprochen, meine Recherche-Reflexe setzten ein und ich machte mir Listen, was ich wo überprüfen konnte.

Intimität und Scham

Die zweite große Hürde war schon schwieriger zu überwinden: Mein starker Wunsch, davon eigentlich gar nichts wissen zu wollen. Das, so habe ich inzwischen gelernt, hat viel mit Tabus und Schamgefühl zu tun. Ein Tabu wie „darüber spricht man aber nicht“ ist stark und wirkt häufig unterbewusst, nicht nur individuell, sondern auch für eine ganze Gesellschaft. Die Scham führt dazu, dass wir wegschauen, über etwas hinweg gehen, ein Thema meiden und die peinliche Situation schnell wieder vergessen können, wenn wir nur ganz schnell den Kopf in den

Sand stecken. Dies ist eine menschliche Reaktion – aber sie kann, wie in meinem Fall, in einen starken Konflikt mit unserem journalistischen Selbstverständnis geraten.

Journalisten oder auch „die Medien“ spielen eine große Rolle bei der Enttabuisierung von sexualisierter Gewalt. In den 1970er Jahren wurde Kindesmissbrauch stark angezweifelt – nicht zuletzt dank der wiederholten Medienberichterstattung wird heute öffentlich und offiziell „hingeschaut“. Es ist ein gesellschaftlicher Druck entstanden. Gesetze (z.B. gegen häusliche Gewalt oder Vergewaltigung in der Ehe) wurden überarbeitet, Programme zur Stärkung von Kindern werden finanziert und es gibt heute flächendeckend spezialisierte Beratungsstellen. Wir erfüllen also mit unserer Berichterstattung nicht nur eine individuelle, sondern auch eine gesellschaftsverändernde Aufgabe. Nicht zuletzt finden und prägen wir eine Sprache, in der es möglich ist, über das Tabu-Thema sexualisierte Gewalt zu sprechen. Wir durchbrechen die Sprachlosigkeit, die mit einem Trauma oder dem Bruch eines Tabus einher geht.

Und dennoch bleibt die Kernfrage eine individuelle: Sollen, müssen wir aus unserem journalistischen Auftrag heraus über unsere eigenen Schamgrenzen hinweg gehen, uns überwinden? Oder haben wir ungeachtet all dieser moralischen Verpflichtungen trotzdem das Recht, „Nein“ zu sagen, wenn wir uns nicht wohl dabei fühlen?

Die Antworten auf diese Frage kann keine journalistische Ethik geben, sondern das muss jeder für sich selbst entscheiden. Mit welchem Selbstverständnis trete ich in diesem Beruf an? Will ich mich diesen Fragen stellen? Was riskiere ich, wenn ich es wage? Oder weiß ich jetzt schon, dass ich dem ganz gewiss nicht gewachsen bin? Dann muss es mir individuell auch erlaubt sein, „Nein“ zu sagen – denn es würde sowieso kein guter Bericht dabei heraus kommen.

Wenn wir uns dieser Aufgabe stellen und einen solchen Bericht in Angriff nehmen, führt uns das direkt in das nächste Dilemma: Können wir eine objektive oder neutrale Haltung einnehmen, obwohl wir so stark berührt sind? Wie finden wir wieder das richtige Maß, die richtige Sprache? Wie kommen wir in eine sachliche, journalistische Distanz? Und werden die Berichte dadurch besser, wenn wir versuchen, unsere eigenen Emotionen außen vor zu lassen?

Und unsere emotionale, empathische Beteiligung wirft weitere Fragen an unsere Berufsethik auf: Meistens sind es die Opfer, die uns das große Vertrauen schenken, uns ihre Berichte anzuvertrauen. Fühlen wir uns ihnen dadurch verpflichtet? Berücksichtigen wir ausreichend, dass Täter wie Opfer, unsere einzigen Quellen, sehr starke eigene Interessen haben können? Müssten wir im Sinne journalistischer Fairness nicht auch mit den Tätern sprechen? Beachten wir das sonst übliche „Zwei-Quellen-Prinzip“ in unseren Recherchen? Vorverurteilen wir die Täter – die ja häufig, wie in Sabines Fall, nicht juristisch verurteilt worden sind und somit als unschuldig zu gelten haben? Kurz: Mit welcher Haltung gehen wir an diese Berichte heran? Sind wir journalistisch neutral, oder ergreifen wir Partei?

Der Rechercheeinstieg

All diese Dilemmas rumorten in meinem Bauch, gewonnen hat aber die Wut auf die (potenziellen) Täter. Wenn es diese Taten gegeben hätte, dann wollte ich nicht auch zu denen gehören, die weggeschaut haben. Ich klammerte mich an die Fakten, die ich beweisen oder widerlegen konnte: Namen, Daten, Details von Orten, Zeitpunkten und Personen. Sabine hatte mir von vielem berichtet, was sich gegenrecherchieren ließ, um erst einmal zu schauen, wie verlässlich ihre Erinnerungen an ihre Kindheit waren. Früher oder später würde ich sicher auch mit diesen potenziellen Tätern sprechen müssen, aber das konnte ich beiseiteschieben. Das sehen wir dann. Erst einmal wollten mehrere Seiten voll konkreter mitgeschriebener Rechercheansätze abgearbeitet werden. Also machte ich mich an die Arbeit.

Szene 2. Teil A.

Tief eingestiegen

Da es um schwere Vorwürfe gegen die potenziellen Täter ging, musste ich vorsichtig sein, nicht zu früh auf mich aufmerksam zu machen. Außerdem sollte ja noch Strafanzeige erstattet werden, und ich wollte keine Ermittlungen der Polizei gefährden. Also arbeitete ich mich quasi von außen nach innen: Ich überprüfte erst mal die von Sabine genannten Kalenderdaten und Schulferien in den 1970er Jahren, besuchte Stadtviertel und Orte, von denen Sabine gesprochen hatte, und wälzte alte Adressbücher im Stadtarchiv, um bestimmte Namen und damalige Adressen zu finden.

Kleine „Notlügen“ (investigative Journalisten nennen es „Legenden“) öffneten mir die Türen zu einigen nicht öffentlich zugänglichen Archiven. Unter dem Vorwand, ein Klassentreffen organisieren zu wollen zum Beispiel, habe ich Klassenbücher in Schulkellern gesichtet und nach Fehlzeiten oder Einträgen über Sabine gesucht. Ich habe endlose Meter an Mikrofilmen von Tageszeitungen durchkämmt, um Berichte über Sabines Vater und seine Pastorenzeit in unserer Stadt zu finden. Auch wenn viele Unterlagen nicht mehr vorhanden waren: Bei allem, was ich nach so langer Zeit noch prüfen konnte, konnte ich fast alle Details bestätigen. Das untermauerte Sabines Glaubwürdigkeit.

Auch, dass sie erst nach so vielen Jahren über ihre Erlebnisse sprechen konnte, ließ sich wissenschaftlich erklären, erfuhr ich von einer Therapeutin. „Das Gehirn gibt traumatisierende Erfahrungen häufig erst nach langer Zeit wieder frei“, erklärte sie mir. Und Sabines Argument, jetzt erst könne ihr Vater ihr nichts mehr tun, fand ich nachvollziehbar.

Selten aufgetaucht

Immer wieder musste ich Sabines Unterlagen weglegen, um mit anderen Themen meinen Lebensunterhalt zu verdienen. Als freie Journalistin war es mein eigenes Risiko, mit dieser Recherche vielleicht auch gar nichts zu erreichen und die Zeit umsonst investiert zu haben. Aber ich habe die Akten auch immer wieder zur Hand genommen und bin dran geblieben. Der Sog war enorm. Sabine hatte mich einfach sehr überzeugt und ich hatte das Gefühl, mein Handwerkszeug als Journalistin nach vielen Jahren voller Berichte über den grauen Lokalredaktions-Alltag endlich sinnvoll einsetzen zu können. Auch das hat mich sehr motiviert.

Freunde und Kollegen schüttelten den Kopf darüber, mit wie viel Eifer ich bei der Sache war. „Du lässt Dich auf diese Recherchen viel zu intensiv ein. Du wirst betriebsblind. Du verlierst die Distanz. Und Du investierst viel zu viel Energie, obwohl Du nicht weißt, ob es je zu einem Bericht darüber kommt“, warten sie mich, aber ich wollte damals nicht auf sie hören. Da sich immer mehr Fakten aus Sabines Erinnerungen bestätigten, stieg ich auch immer tiefer ein. Ich bekam eine Art „Jagdfieber“.

In der Redaktion hatte ich emotionale und fachliche Rückendeckung, konnte hin und wieder mit Kollegen bestimmte Rechercheergebnisse durchsprechen. Diese Gespräche in der Redaktion waren sehr hilfreich für mich. Denn meine Kolleginnen und Kollegen konfrontierten mich immer wieder mit äußerst unangenehmen, aber heilsamen Nachfragen.

Szene 2. Teil B.

Drei kollegiale Fragen

Wenn ich gegenüber meinen Kolleginnen und Kollegen stolz meine Ergebnisse präsentierte, wenn ich wie elektrisiert erzählte, wie es mir gelungen war, Sabines Erinnerungen auf vielfältige Weise zu bestätigen, fragten sie ernüchternd nach: „Und was hast Du damit bewiesen? Gab es den sexuellen Missbrauch nun, oder nicht? Hast Du Beweise gegen den Pastor oder die Gemeinde gefunden?“ Nein, die hatte ich nicht. Ich musste mir eingestehen: Ich hatte viel Energie in Nebenschauplätze investiert und die Argumente des Anwalts aus den Augen verloren. Vergewaltigung, Nötigung, Kindesmisshandlung, organisierte Kriminalität.

Ein zweiter, sehr wesentlicher Aspekt dieser Gespräche war: Während ich mich immer mehr in nachprüfbare Details und Fakten verstrickte, zur Expertin für Sabines Lebensgeschichte wurde, holten meine Kolleginnen und Kollegen mir immer mal wieder die anfangs so starken emotionalen Aspekte des Themas zurück ins Bewusstsein. „Wie schrecklich, Du erzählst mir jetzt zum dritten Mal davon, aber ich mag das einfach gar nicht glauben“, oder „Schläfst Du eigentlich gut damit? Ich hätte bestimmt Albträume...“ Die Gefühle, die ich am Anfang mit Sabines Geschichte verband, hatte ich irgendwo verloren – was war aus meiner Abscheu und meiner Wut geworden? Warum berührten mich die Details von Sabines Schilderungen nicht mehr? Stumpfte ich ab? War das eine normale Reaktion, oder sollte ich mir darüber Sorgen machen?

Und die dritte Frage, die mich an einen Wendepunkt brachte, kam erst nach vielen Wochen im Gespräch mit einer Kollegin: „Warum? Warum eigentlich haben Sabine und ihr Anwalt Dich einbezogen? Warum sind sie nicht einfach nur zur Polizei gegangen?“ Ich war sprachlos. Darüber hatte ich noch gar nicht nachgedacht.

Fragen Sie sich selbst:

- Haben Sie schon einmal in einer Recherche verrannt? Was hat Ihnen geholfen, wieder zum „richtigen Weg“ zurück zu finden?
- Kennen Sie die Situation, „betriebsblind“ zu werden, wenn man sehr tief in eine Recherche einsteigt? Wie kann man sich davor schützen?
- Oder gehört so eine Phase zum kreativen Prozess dazu? Kennen Sie Beispiele, wo Sie gerade der Umweg erst zum richtigen Ziel geführt hat?

Szene 2. Teil C.

Betriebsblindheit

Von einem „Jagdfieber“ berichten viele Journalistinnen und Journalisten, die zu Fallgeschichten von traumatisierten Gewaltopfern, insbesondere mit sexualisierter Gewalt, recherchieren. Aus Empathie und dem Wunsch, mit unseren journalistischen Mitteln helfen zu wollen, entsteht häufig eine Betriebsblindheit, die uns intensiv in unsere Recherchen abtauchen und das eigentliche Ziel aus den Augen verlieren lässt: Dass wir nicht nur recherchieren, sondern irgendwann auch darüber berichten wollen. Nicht zuletzt, weil wir nur mit den Berichten unser Geld verdienen. Und natürlich, weil wir als Journalisten den Auftrag haben, Fehlentwicklungen in unserer Gesellschaft öffentlich zu benennen („Wächterfunktion der Medien“).

Je mehr wir uns mit einem Menschen beschäftigen, je mehr Vertrauen wir genießen und je mehr wir uns emotional mit den Betroffenen verbunden fühlen, desto schwieriger wird die professionelle Abgrenzung. Viele Journalisten stellen bei Recherchen zu sexualisierter Gewalt plötzlich fest, dass sie ohne es zu merken in eine Helfer-Rolle gerutscht sind. Sie haben den Betroffenen immer und immer wieder Zeit geschenkt, lassen sich teilweise privat, am Wochenende oder nachts anrufen und werden dafür gelobt: „Es tut mir so gut, dass mir endlich mal jemand glaubt und zuhört...“ Eine sachliche Berichterstattung ist dann oft gar nicht mehr möglich, wir sind viel zu viel involviert, quasi befangen. Das ist meist nur mit dem Blick von außen zu sehen. Inzwischen bitte ich Kollegen ausdrücklich, mich auf diesen Aspekt immer wieder hinzuweisen und kritisch nachzufragen.

Paranoia und Angst

Eine Erklärung für die Intensität, in der ich mich in Sabines Details verrannt habe, habe ich heute: Ich hatte Angst vor den potenziellen Tätern, wenn ich Ihnen zu nah auf die Pelle rückte. Es war schon auffällig, dass in Sabines Fall viele Dokumente und Unterlagen verschwunden waren. Das konnte Zufall sein – aber ich musste auch einkalkulieren, dass es einen Grund für diese Lücken in den Archiven gab. Denn wenn ich es wirklich mit einem Fall organisierter Kindesmisshandlung zu tun hatte, hätten die Täter natürlich starke Interessen gehabt, Dokumente mit Hinweisen z.B. auf Fehlzeiten in der Schule oder andere Auffälligkeiten verschwinden zu lassen. Aber das war nur ein Verdacht, beweisen konnte ich das nicht. Und meine aufkeimende Angst vor der Gefahr, ins Visier dieser möglichen Täter zu geraten, so vermute ich heute, tarnte ich mit extremer Sorgfalt in unspektakulären Details. Damals hätte ich mir das nicht eingestanden.

Sekundäre Traumatisierung und Psychohygiene

Die Tür zu solchen Ängsten öffneten mir immer wieder meine Kolleginnen und Kollegen. Weil sie mich immer wieder fragten „Wie hältst Du das bloß aus?“, konnte ich mich nicht immer emotional gegen das Grauen abschotten, von dem Sabine mir berichtete. Ich kam wieder in Kontakt zu mir selbst. Und das war gut so, auch wenn ich heute weiß, dass dieses „Dichtmachen“ vor Gefühlen ein sehr hilfreicher Schutz ist, um nicht an der eigenen Seele Schaden zu nehmen. Einerseits ist diese Abstraktionsfähigkeit („Ich prüfe doch hier nur ein paar Daten...“) sehr hilfreich, damit wir als Journalisten nicht Angst vor stark belastenden Themen bekommen.

Andererseits gibt es einen psychologischen Effekt, den Journalisten kennen sollten, nämlich „sekundäre Traumatisierung“. Das bedeutet, dass wir unter Umständen unbewusst Symptome unserer Interviewpartner (z.B. Schlaflosigkeit, innere Bilder, emotionale Schwankungen, Depressionen usw.) übernehmen, wenn wir uns sehr auf traumatisierende Berichte oder Schilderungen einlassen.

Trauma-Therapeuten beschäftigen sich in ihrer Ausbildung sehr intensiv mit diesem Effekt und wie sie sich davor schützen können. Für Journalisten wird sekundäre Traumatisierung als alltägliches Berufsrisiko nur sehr selten beachtet – bei Kriegs- und Krisenreportern noch eher, aber Lokalreporter, die über Unfälle, Selbstmorde oder anderes tägliches Grauen berichten, bekommen nur selten diese Aufmerksamkeit. Dabei könnten wir zum Schutz vor seelischen Verletzungen viel von Therapeuten und anderen Fachleuten lernen. Genau wie sie sollten wir

„Medienarbeiter“ (das gilt insbesondere auch für Fotografen und Kameraleute, die mit belastenden Bildern arbeiten) auf regelmäßige Pausen achten, sollten bewusst nach positiven Erlebnissen suchen und immer wieder auf Distanz zu dem intensiven Kontakt mit traumatisierten Menschen gehen, um psychisch gesund zu bleiben. Wer stark belastende Themen recherchiert, sollte lernen, ein- und auch wieder auszusteigen – zum Beispiel mit Hilfe von Kollegen, Familie oder Freunden, die einem mit dem Blick von außen wieder auf die Sprünge helfen.

Die „Warum?“-Frage

So tat es die Kollegin, die mir die entscheidendste Schlüsselfrage stellte: „Warum haben Sabine und ihr Anwalt Dich einbezogen? Warum sind sie nicht einfach nur zur Polizei gegangen?“

Die „Warum?“-Frage wird in der Routine einer Lokalredaktion oft übersehen. Vielleicht die Frage nach dem Motiv in der Wirtschaftsredaktion noch auf der Hand („Wer verdient daran?“). Aber bei sexualisierter Gewalt, wo die Rollen von „Opfer“ und „Täter“ doch so scheinbar eindeutig verteilt sind? Ich hatte einige Phantasien, warum Sabine und ihr Anwalt mich ins Vertrauen gezogen hatten (Rache an den Tätern, Gerechtigkeit nach all den Jahren, die Suche nach Aufmerksamkeit, ...), aber wirkliche Antworten hatte ich nicht.

Also griff ich zum Telefonhörer: „Warum haben Sie mich eingeweiht? Was erhoffen Sie sich von mir als Journalistin?“ Und Sabines Antwort hat mich überrascht: „Ich kann meinen Erinnerungen manchmal selbst nicht glauben. Und ich hoffe, dass Sie als Journalistin Belege finden können, die ich mit meinen Mitteln nicht finden kann.“ Das war nicht nur ihr Wunsch, sondern gewissermaßen auch der Auftrag, den sie mir mit auf den Weg gegeben hatte – ohne dass wir das im Vorgespräch thematisiert hatten. Ich sollte quasi als Privatdetektivin für sie tätig sein. Dass mir das erst zu einem recht späten Zeitpunkt deutlich wurde, war ein Fehler, der sich noch rächen sollte. Aber das habe ich auch bei diesem Telefonat noch nicht geahnt.

Weiterführende Materialien:

- Wie Sie sich vor Überforderung und sekundärer Traumatisierung schützen können, erklärt Fee Rojas in ihrem Videovortrag auf dartcenter.org/traumajournalismus/resilienz-und-fuersorge

Szene 3. Teil A.

Mein Kontakt mit Sabine

Nach dem Kaffeetrinken mit Sabine und ihrem Anwalt hatten wir nur noch telefonisch Kontakt, weil sie weit weg wohnte. Das meiste hatten wir schon bei diesem ersten Treffen besprochen. Alle Namen, Details und Daten hatte ich ja sofort notiert.

Da ich so intensiv den Spuren ihres Lebens hinterher recherchierte, fühlte ich mich ihr sehr verbunden. Unsere Telefonate waren sehr freundlich, motivierend für beide Seiten, und ich war bemüht, ihr positive Rückmeldungen zu geben. Denn ich versetzte mich in ihre Lage und fragte mich, wie ich es finden würde, wenn jemand so intensiv in meiner Vergangenheit wühlt. Ich wollte sie bestärken, ihr Vertrauen vermitteln und auch Dankbarkeit zeigen dafür, dass sie mich so ins Vertrauen gezogen hatte.

Da sie auf mich zugekommen war und nicht umgekehrt, war der Kontakt relativ einfach, direkt und meistens auf Augenhöhe. Bei anderen Recherchen mit Opfern sexualisierter Gewalt fühlte ich mich oft wie ein Eindringling in ihre Intimsphäre, hatte Skrupel, intensiver nachzufragen und Schuldgefühle, wenn ich sie immer wieder auf die erlebten Taten ansprach, anstatt sie endlich in Ruhe zu lassen. Andere erlebte ich auch in Krisen und Trauerphasen oder Angstzuständen, weil sie mit mir redeten und das Schweigegebot der Täter damit brachen. Bei Sabine erlebte ich solche Schwankungen nie. Bei ihr war jede Nachfrage in Ordnung, das signalisierte sie mir immer wieder. Sie wollte ja die Aufklärung ihres Falles, war immer klar und rational.

Eher war es so, dass ich, die Journalistin, von manchen Gesprächen überfordert war. Sabine hatte Schreckliches hinter sich. Sie hatte sich lange damit auseinandergesetzt und genau überlegt, was davon sie mir erzählt. Ich hingegen fühlte mich immer wieder von ihren Schilderungen überrollt, konnte mich manchmal schlecht abgrenzen.

Hin und wieder holte mich die Angst, den Tätern gefährlich zu werden und dadurch selbst gefährdet zu sein, wieder ein. Sollten Sabines Erinnerungen wirklich stimmen, hatte ich es mit äußerst gewalttätigen, skrupellosen Menschen zu tun. Ich machte mir Gedanken, ob mein – oder ihr – Telefon abgehört würde und nannte keine Details, keine Namen, nahm mich zurück.

Szene 3. Teil B.

Unsicherheit, Druck und Verfolgungswahn

Traumatisierten Menschen gegenüber zu sitzen, ist für Journalisten nicht einfach. Wie spricht man das „eigentliche Thema“, wegen dem man sich trifft, jetzt an? Ist es okay, intime Dinge abzufragen? Erfährt man vielleicht Dinge, die man gar nicht hören will? Oder erscheint man zu neugierig, grenzüberschreitend und taktlos? Zumal, wenn wir gar nicht aus eigenem Antrieb über dieses Thema berichten, sondern von unserer Redaktion dazu beauftragt wurden, und wir uns nicht wohl dabei fühlen. Welche Fragen sind geeignet, den Kontakt aufzunehmen? Gibt es „gute“ und „schlechte“ Formulierungen?

Ein typischer Effekt ist, dass wir uns unter dem Stress und der Angst, etwas falsch zu machen, selbst wie mit einer Kamera beobachten. Verhalten wir uns richtig? Welche Stimmlage ist angemessen? Können wir vermeiden, ständig auf die Uhr zu schauen, weil wir den Bericht bald abliefern müssen? Wie sollen wir reagieren, wenn z.B. jemand anfängt zu weinen? Wie beendet man ein solches Gespräch sinnvoll? Und sollten wir uns diese Fragen überhaupt stellen – lenken sie uns nicht davon ab, uns auf unser Gegenüber zu konzentrieren?

Und nicht zuletzt gibt es im Kontakt mit den Opfern sexualisierter Gewalt, wie oben bereits erwähnt, einen wichtigen Faktor, der z.B. bei Naturkatastrophen meist keine Rolle spielt: Den oder die Täter. Unsere Berichte, häufig schon die Recherchen, wühlen unter Umständen Dinge auf, die diesen Tätern gefährlich werden können. Geheimhaltung ist ihr größter Schutz, und das oft schon seit Jahrzehnten – und wir Journalisten rütteln an dieser Sicherheit, in der sie sich wiegen. Wie weit sind sie bereit, zu gehen, um unerkannt zu bleiben? Müssen wir uns darüber Gedanken machen? Oder können wir das einfach ignorieren? Wie groß ist unsere eigene Gefährdung?

Fragen Sie sich selbst:

- Wie würden Sie in ein Gespräch mit einem Opfer von sexualisierter Gewalt einsteigen?
- Wie groß ist wirklich die Gefahr, von möglichen Tätern überwacht zu werden? Wie können Sie das prüfen, wie können Sie sich absichern?
- Wo liegen für Sie die Grenzen im Kontakt zu Interviewpartnern? Wie wahrt man die Distanz, wenn die Chemie manchmal doch so gut stimmt? Oder was geht nach Ihrem Gefühl definitiv zu weit?

Szene 3. Teil C.

Mensch bleiben

Ich gehe auch heute, nach einigen Jahren Erfahrung mit diesen Themen, fast immer mit Herzklopfen in die meisten Gespräche mit Opfern sexualisierter Gewalt. Und es ist gut, extrem aufmerksam zu sein, wenn man mit traumatisierten Menschen spricht. Ein beliebiges Wort kann das Gegenüber „antriggern“ und heftige Reaktionen auslösen. Gerade Opfer lang anhaltender sexualisierter Gewalt sind häufig sehr sensibel und haben feine Antennen dafür, ob sie beschwindelt werden, oder ob jemand es ehrlich mit ihnen meint. So einen Termin halbherzig wahr zu nehmen, kann sehr schnell zu einer Absage für die Berichterstattung führen.

Meine Erfahrung ist, das wird insbesondere die weitere Entwicklung der Recherche an Sabines Fall noch zeigen, dass Offenheit und Ehrlichkeit, neudeutsch „Authentizität“, die wichtigsten Faktoren im Kontakt mit Gewaltopfern sind. Ich kann mich nicht nur hinter Block und Bleistift, Kamera oder Mikrofon verstecken, sondern ich muss auch von mir etwas preis geben. Häufig sind die direkten menschlichen Regungen die besten: Erst mal etwas zu trinken bestellen, die Umgebung thematisieren, das Eis brechen – dann aber auch deutlich aussprechen, warum man sich gerade trifft oder miteinander telefoniert. Es hängt sowieso im Raum, um was es geht, und dann sollte man auch nicht um den heißen Brei herum reden. Das schafft nur Unsicherheit und Unbehagen. Und es ist das Ziel, dass wir berichten, das sollten wir immer wieder deutlich thematisieren. Auch das schafft Klarheit.

Mehr noch: Viele Menschen mit schweren Lebensgeschichten klagen darüber, dass sie sich wie Aussätzige fühlen, weil ihre Umgebung mit ihnen nicht über das erlebte Leid sprechen will. Wir Journalisten aber müssen das tun, wenn wir darüber berichten wollen. Und die Betroffenen haben häufig den starken Wunsch, endlich sprechen zu können und endlich jemanden zu finden, der ihnen zuhört. Darum brauchen wir hier nicht zu vorsichtig zu sein.

Die richtigen Worte finden

Die Diskussion um „gute“ und „schlechte“ Formulierungen zu sexualisierter Gewalt füllt Bücherwände. Und meist gibt es kein eindeutiges, alle zufriedenstellendes Ergebnis. Nehmen wir das Wort „Opfer“. Unter Jugendlichen ist es inzwischen ein Schimpfwort, in der Frauenbewegung ist das Wort mehr und mehr verpönt, weil Frauen, die Gewalt erlebt haben, sich damit als hilflos und endgültig für ihr Leben abgestempelt dargestellt fühlen. Hier setzt sich gerade „Überlebende“ von sexualisierter Gewalt durch, analog zum englischen „Survivors“, aber das ist in deutschen journalistischen Texten noch sehr sperrig und ungewöhnlich. Gleichzeitig wollen z.B. viele der als Kinder missbrauchten Männer aus kirchlichen und anderen Institutionen, die seit 2010 u.a. durch den Canisius-Kolleg-Skandal ins Blickfeld der Öffentlichkeit gerückt sind, unbedingt endlich offiziell als Opfer anerkannt werden und kämpfen um diese Bezeichnung. Und zu welcher Richtung wir selbst auch tendieren: Wir müssen die berufsethische Frage beantworten, ob wir als Journalisten uns an diese Sprachvorgaben gebunden fühlen sollten. Ist es nicht unsere ureigenste Aufgabe, die richtigen Worte in unseren Berichten selbst zu finden?

Unbestritten ist sicherlich, dass wir als Journalisten besonders sensibel dafür sein sollten, dass die Worte, die wir wählen, bei unterschiedlichen Menschen unterschiedliche Assoziationen und Gefühle auslösen. Ich gehe inzwischen den Weg, mein Gegenüber bei den sensiblen Formulierungen einfach zu fragen, welches Wort ich verwenden soll. Das gibt mir nicht zuletzt auch die Gelegenheit, im Gespräch mit meinem Gegenüber zu begründen, warum ich bestimmte Worte z.B. in meinem späteren Bericht nicht verwenden kann oder will (z.B. das Wort „Erzeuger“ für einen missbrauchenden Vater, das viele Betroffene benutzen). Gleichzeitig schafft so eine Abstimmung eine Vertrauensbasis und macht immer wieder meine Rolle deutlich: Ich sitze hier als Journalistin, nicht als Freundin oder Helferin.

Das gleiche gilt übrigens für den richtigen Ort und den richtigen Zeitpunkt für ein Interview oder Vorgespräch: Fragen Sie ihr Gegenüber einfach, wo es sich wohl fühlt und wann es gut passt. Ausschlaggebend für ein gutes Gespräch ist eine gute Atmosphäre – auch wenn das vielleicht nicht zum gewünschten Redaktionsschluss für einen Bericht passt. Die meisten Redaktionen lassen sich vertrösten, wenn man ihnen deutlich macht, dass

Gewaltopfer keine geübten und geschulten Politiker sind, sondern eine gute Gesprächssituation vor allem mit Ruhe und Zeit brauchen, um sich zu öffnen und ein authentisches Interview zu geben.

Die eigenen Emotionen

Meine eigenen Gefühle kann ich in den meisten Gesprächen kaum verbergen. Manchmal muss ich schlucken, wenn eine Gewalttat berichtet wird, außerdem sprechen oftmals meine Augen, vielleicht sogar Tränen, für sich. Meine Gefühle zu verbergen ist auch nicht nötig – die Betroffenen nehmen solche Zeichen meistens als Empathie wahr und fühlen sich ernst genommen. Ein kaltes, mechanisches Abhaken von Fragen, das manche Journalisten für professionelles Auftreten halten, ist viel schlimmer. So beschreiben es viele Betroffene.

Gleichzeitig sollten wir als Fragesteller uns aber nicht in den Mittelpunkt solcher Gespräche stellen. Der Satz „Ich brauche jetzt mal eine Pause“ von einem Journalisten mitten im Interview ist meistens in Ordnung – auch als Notlüge, um eine angespannte Stimmung aufzulösen. „Ich weiß, wie Sie sich fühlen, denn ich habe selbst ein ähnliches Erlebnis gehabt“ ist unangemessen. Nicht der Journalist oder die Journalistin stehen bei diesem Gespräch im Mittelpunkt, sondern der/die Interviewpartner/in. Die Rollenverteilung ist eindeutig und muss klar bleiben, das empfinden die meisten Gewaltopfer als sehr wichtig. Die Erfahrung zeigt übrigens, dass auch extreme Gewalttäter selten die Kontaktpersonen ihrer Opfer bedrohen – es wäre viel zu gefährlich für sie, sich offen zu zeigen. Ein direkter Angriff wäre der beste Beweis, den sie liefern könnten. Verfolgungswahn ist also unangebracht und auch kein guter Ratgeber für die journalistische Arbeit. Wie viel Vorsicht im Einzelfall angemessen ist, kann und sollte man vielleicht auch in Gesprächen mit erfahrenen Kolleginnen und Kollegen oder anderen Fachleuten (z.B. Beratungsstellen, ggf. Polizei und Therapeuten) diskutieren.

Weiterführende Materialien:

- Tipps für Interviews mit Überlebenden sexualisierter Gewalt finden Sie hier: dartcenter.org/traumajournalismus/ueber-sexualisierte-gewalt-berichten

Informationen auf Englisch:

- dartcenter.org/content/out-shadows-reporting-on-intimate-partner-violence
- dartcenter.org/content/covering-campus-sexual-assault

Szene 4. Teil A.

Der blinde Fleck

Es war ein Mittwoch im Juni. Die Sonne schien, der Wind war schon recht lau und ich trat aus dem Gebäude unserer örtlichen Tageszeitung in die Fußgängerzone. Mal wieder hatte ich nach Artikeln über bestimmte Ereignisse aus dem Gemeindeleben von Sabines Vater gesucht, war teilweise fündig geworden, anderes hatte offensichtlich damals keinen Journalisten genug interessiert, um darüber zu schreiben. Eigentlich war also alles gut.

Woher der Gedanke kam, der mir plötzlich durch den Kopf flog, weiß ich nicht mehr. Er war einfach da. „Was passiert eigentlich, wenn Du starke Gegenbeweise findest? Wenn Du vielleicht entdeckst, dass jemand, an den sie sich erinnert, zu diesem Zeitpunkt schon verstorben war oder ein anderer vielleicht nie existiert hat? Wenn das Puzzle sich so zusammen fügt, dass die Ereignisse so gar nicht hätten passieren können? Was willst Du dann tun? Sabine informieren? Gibst Du Deine Widersprüche dann ihr gegenüber genauso preis, wie Du das mit Deinen gefundenen Bestätigungen getan hast? Oder musst Du sie dann schonen? Wie wird sie es aufnehmen?“

Ich bekam Herzklopfen – und erkannte, dass ich tatsächlich sehr stark die Rolle der Privatdetektivin in Sabines Auftrag eingenommen hatte. Ich hatte meine Rechercheergebnisse regelmäßig mit ihr geteilt – es war doch auch ihre Lebensgeschichte, an der ich arbeitete. Das funktionierte, so lange alles gut war. Aber was würde passieren, wenn ich diejenige war, die ihr sagen musste „Du bildest Dir das alles nur ein.“ Ich bekam Angst und fühlte mich plötzlich völlig verantwortlich für die Folgen so einer Nachricht.

Der Eklat

Mir fiel nur ein Ausweg ein: Ich rief sie an und versuchte, mit ihr über diese Situation zu sprechen. „Ich habe noch keine Gegenbeweise gefunden“, sagte ich ihr, „es ist alles soweit gut. Aber was sollen wir tun, wenn ich Gegenbeweise finde? Soll ich Ihnen das dann einfach sagen? Lieber schriftlich? Über Ihren Anwalt? Oder im Beisein einer Therapeutin, die Sie vielleicht auffangen kann?“

Sabine reagierte wie immer gefasst und abgeklärt. „Ach was“, sagte sie, „das ist doch kein Problem. Ich habe das doch immer einkalkuliert, sonst hätte ich doch gar nicht mit Ihnen zusammen gearbeitet. Wenn das passiert, dann sagen Sie es mir einfach – ich komme schon damit klar.“ Ich legte beruhigt auf.

Eine Woche später klingelte mein Telefon. Sabine. Sie war völlig aufgelöst. Wütend schrie sie mich an: „Sie zweifeln an meinen Erinnerungen! Sie arbeiten nicht auf meiner Seite! Ich will nicht, dass Sie sich auch nur eine Sekunde länger mit meinem Fall beschäftigen! Ich entziehe Ihnen mein Vertrauen!“ Und dann schmiss sie den Hörer auf und verweigerte auch in den kommenden Wochen jedes weitere Gespräch.

Szene 4. Teil B.

Wem gehört die Recherche?

Sabines Wutausbruch machte mir deutlich, wie sehr ich mich auf sie verlassen hatte. Ich hatte das Gefühl, auf Augenhöhe mit ihr an meinen Recherchen zu arbeiten, und jetzt kündigte sie einseitig diesen „Vertrag“ auf, ohne mir die Chance zu geben, mich zu rechtfertigen. Gab es keine Augenhöhe? Oder galt sie nicht für beide Seiten? Wie viel Macht haben die Menschen, über deren Schicksale wir berichten, über uns und unsere Arbeit? Konnte sie bestimmen, ob ich weiter recherchiere oder nicht? Durfte sie mir einfach so die Arbeitsgrundlage entziehen?

Ich fühlte mich ausgenutzt und betrogen um die Zeit, um die Fachkompetenz, mit der ich mich in ihren Fall hinein gekniet hatte. Diese Gefühle überraschten mich – Sabine war doch „das Opfer“ in unserer Rollenverteilung. Durfte ich jetzt sauer auf sie sein? Hatte sie nicht das gute Recht, frei zu entscheiden, ob sie ihre Lebensgeschichte veröffentlicht sehen will oder nicht? Hatte ich ihr das nicht gleich beim ersten Treffen versprochen, dass ich keine Initiative übernehme, die sie nicht will? Hatte ich ihr damit zu viel Einfluss eingeräumt? Durfte ich jetzt trotzdem weiter machen? Ansätze hätte ich noch genug gehabt...

Vor allem anderen verletzte mich die Begründung für ihren Wutausbruch. „Sie arbeiten gegen mich, sie zweifeln an meiner Glaubwürdigkeit.“ In meiner Wahrnehmung war es genau anders herum: Ich hatte mich intensiv bemüht, ihre Glaubwürdigkeit zu untermauern. Und ich hatte bis zu diesem Eklat nichts gefunden, was an ihren Erinnerungen zweifeln ließ – wahrscheinlich stimmte also alles. Und darüber sollte ich dann jetzt nicht mehr schreiben dürfen? Nur, weil ich bis zu meinem plötzlichen Gedanken an diesem Juni-Mittwoch einen großen blinden Fleck dafür gehabt hatte, dass meine Rechercheergebnisse ja auch anders hätten ausgehen können, und ich das angesprochen hatte? Das fand ich sehr unfair – und eine verschenkte Chance, die Wahrheit ans Licht zu bringen!

Stattdessen wurde ich Und jetzt wurde ich dafür abgestraft, dass ich zu klären versucht hatte, die Folgen für Sabine abzumildern? Was für eine Ungerechtigkeit! Oder hatte ich mit meinem Anruf tatsächlich eine professionelle Grenze überschritten? War ich ihr einfach nur zu Nahe getreten? Oder war sie so wütend auf mich, weil ich ihren eigentlichen, anfangs unausgesprochenen Auftrag, ihre Privatdetektivin zu sein, in diesem Moment erstmalig und aus journalistischer Sicht nicht brav erfüllt hatte? Weil ich mich nicht mehr instrumentalisieren ließ?

Fragen Sie sich selbst:

- Ist es ein Fehler oder eine moralische Verpflichtung, die Erkenntnisse über die Recherchen zu einer Lebensgeschichte mit der Person zu teilen, dessen Geschichte man recherchiert?
- Wie viel Mitspracherecht räumen Sie Ihren Interviewpartner/innen ein? Haben Sie Situationen erlebt, wo Sie von Ihren eigenen Regeln abgewichen sind?
- Wie würden Sie die Frage beantworten, wem Ihre Rechercheergebnisse „gehören“?

Szene 4. Teil C.

Der Rat von Dritten

Und wieder konsultierte ich verschiedene Kolleginnen und Kollegen. Die professionelle Rückmeldung aus der Redaktion war: „Du kannst nichts tun. Ohne Deine Haupt-Protagonistin kannst Du Deinen Bericht nicht machen, egal, was Du bei weiteren Recherchen heraus bekommen würdest. Es ist schade um die unzähligen Stunden investierter Arbeit, aber leider nicht zu ändern. Du musst sofort aufhören, noch mehr Energie in diese Recherche zu stecken.“

Rückfragen bei nicht beteiligten Trauma-Experten ergaben auch aus psychologischer Sicht: So etwas ist eine sehr oft zu beobachtende Reaktion – Opfer schwerer Gewalt haben häufig ein enormes Misstrauen und reagieren sehr heftig, wenn sie sich betrogen fühlen. Die meisten haben ein starkes Schweigegebot von den Tätern eingebläut bekommen: „Du darfst niemals mit jemandem darüber sprechen, was passiert ist, und wenn Du es doch tust, wird Dir niemand glauben.“ Und in diese Schublade passte ich mit meinem Anruf perfekt hinein.

Der Rat an mich von therapeutischer Seite war ebenso eindeutig: „Halten Sie sich unbedingt an die vorher getroffene Absprache, nichts gegen Sabines Willen zu unternehmen. Alles andere kann sie erneut traumatisieren, weil sie damit wieder die Erfahrung macht, dass sie niemandem trauen darf.“ Schweren Herzens habe ich diese Recherche dann also zu den Akten gelegt – vorläufig.

Meine Konsequenzen

Ich hatte das Risiko, dass Sabine ihre Geschichte zurückzieht und mir die Zusammenarbeit aufkündigt, im Vorfeld nicht ein einziges Mal einkalkuliert. Ich hatte damit gerechnet, dass ich zu wenige Fakten finde, die einen Bericht rechtfertigen würden, oder dass sich Redaktionen vielleicht nicht an diesen Fall heran wagen – aber ich hatte keine Sekunde darüber nachgedacht, wie wichtig Sabines Kooperation für meine Recherchen war und dass sie selbst ein Unsicherheitsfaktor sein könnte.

Das ist wohl das wichtigste, das ich aus der Erfahrung mit Sabine gelernt habe. Ich spreche diese Risiken inzwischen gleich beim Erstgespräch mit Betroffenen deutlich an. Ich erkläre, dass ich die Anschuldigungen, die sie erheben, natürlich kritisch prüfen muss und werde. Dass ich aber keinen Schritt, insbesondere in Richtung ihrer Familie bzw. in Richtung der potenziellen Täter machen werde, ohne das vorher mit ihnen zu besprechen. Ich frage sie ausdrücklich, ob sie mit meiner Arbeitsweise, dass ich auch nach Gegenbeweisen suchen muss, umgehen können und gebe meist dafür ein paar Tage Bedenkzeit. Ausschließen kann ich einen späteren Eklat natürlich nicht, aber ich kann das Risiko verkleinern.

Zweitens gebe ich bei sehr persönlichen Berichten meist die Möglichkeit, dass die Betroffenen meinen Bericht vor der Veröffentlichung zu lesen, zu hören oder zu sehen bekommen. Eigentlich widerspricht das der journalistischen Berufsethik, das weiß ich. Trotzdem gehe ich so vor, weil es ebenso zu meiner Ethik gehört, dass die Lebensgeschichte eines anderen nicht mir gehört. Und ich habe häufig die Erfahrung gemacht, dass schon ein kleines falsches Detail in einer Veröffentlichung bei Betroffenen das Gefühl auslösen kann, um die eigene Wahrheit betrogen worden zu sein. Ich spreche mit ihnen im Vorfeld darüber, dass es eigentlich nicht üblich ist, die Berichte vorher zu zeigen, und warum ich trotzdem so vorgehe. Natürlich gehe ich damit das Risiko ein, dass mein Gegenüber Einfluss auf den Bericht nehmen will und damit droht, die Erlaubnis zurück zu ziehen, wie Sabine es getan hat. Aber seit ich im Vorfeld diese Vereinbarung treffe und die Vorgehensweise transparent mache, ist mir das nie wieder passiert.

Drittens habe ich die Frage „Warum erzählen Sie mir das? Warum sprechen Sie mit mir und nicht mit der Polizei?“ ebenfalls zu einer meiner Pflichtfragen beim Erstkontakt gemacht. Die Antworten darauf sind vielfältig und überraschen mich immer wieder. Aber sie verdeutlichen die Hoffnungen, die die Personen in mich setzen, und wir können uns zu einem sehr frühen Zeitpunkt darüber unterhalten, ob ich das erfüllen kann oder nicht. Wir klären die

jeweiligen Haltungen, mit denen wir in diese Zusammenarbeit gehen, und diese spiegeln sich auch häufig in den späteren Berichten und Texten wider. Für mich hat sich diese Klärung bisher immer als hilfreich erwiesen – und ich bekomme oft die Rückmeldung, „Ihre Klarheit hat mir von Anfang an mir sehr gut getan.“

Wie weiter machen?

Natürlich hatte ich auch als erste Reaktion auf Sabines Absage den Gedanken, „so etwas mache ich nie wieder!“ Aber das hat nicht lange gehalten. Ich bin davon überzeugt, dass Berichte über sexualisierte Gewalt geschrieben, gepostet und gesendet werden müssen, damit wir die Taten aus den Tabuzonen heraus holen und ein gesellschaftlicher Druck entsteht, etwas dagegen zu tun. Nach dem ersten Wunden-Lecken nach dem Eklat mit Sabine zog ich also die Konsequenz, möglichst viel aus diesem Fiasko zu lernen.

Zwei Jahre nach diesem Eklat erhielt ich die Anfrage, über Hürden und Schwierigkeiten bei Recherchen zu sexualisierter Gewalt ein Radiofeature für den WDR zu machen. Sabine war dabei eine meiner intensivsten und wegweisendsten Erfahrungen – aber sie hatte mir doch verboten, jemals darüber zu berichten. Durfte ich diesen Fall also in das Feature mit aufnehmen?

Es war mein damaliger Redaktionsleiter der mich auf die Antwort brachte, die es mir auch ermöglicht, diesen Artikel hier zu schreiben: „Sabine hat ein Persönlichkeitsrecht an ihrer eigenen Lebensgeschichte und sie kann Dir selbstverständlich die Zustimmung entziehen, darüber zu berichten. Das ist ihr gutes Recht. Aber sie kann Dir nicht das Recht nehmen, über Deine eigene Geschichte mit ihr zu berichten. Über Deine Arbeit, die Du in ihren Fall investiert hast, über Deine Zweifel, Deine Gefühle und Erfahrungen.“

Mit dieser Haltung habe ich das Radiofeature gemacht. Und reflektierende journalistische Artikel – wie zum Beispiel dieser hier – sind für mich ethisch vertretbar. Namen und Details ihrer Geschichte habe ich dabei angemessen verändert.

Über die Autorin

Claudia Fischer, Jahrgang 1966, ist Medienpädagogin und arbeitet als freie Journalistin für Fernsehen, Radio, Print- und Onlinemedien. Sie ist Film- und Buchautorin, Moderatorin und Dozentin/Referentin in der Kinder-, Jugend- und Erwachsenenbildung. Seit 2001 beschäftigt sie sich in der Berichterstattung und Weiterbildung überwiegend mit den Themen sexualisierte Gewalt, Journalismus und Trauma. Sie arbeitet dabei sowohl mit Journalist/innen als auch mit Therapeut/innen und Justizangehörigen wie z.B. Bewährungshelfer/innen zusammen. Für das Dart Centre ist sie seit 2006 kontinuierlich immer wieder als Trainerin und Autorin tätig.

www.verstandenwerden.de